Rede von Herrn Oberbürgermeister Dr. Stephan Keller zur Gedenkstunde für die Opfer der Pogromnacht vom 9. November 1938 am 9. November 2026 im Plenarsaal des Düsseldorfer Rathauses

Es gilt das gesprochene Wort!

Anreden

88 Jahre sind inzwischen nach dem fürchterlichen Pogrom gegen die jüdische Bevölkerung in unserer Stadt vergangen.

Wir haben uns heute Morgen – einer langen Tradition folgend – an der Kasernenstraße eingefunden. Dort standen bis zum Pogrom 1938 die große Synagoge, das Rabbinerhaus und das Gemeindezentrum mit der jüdischen Volksschule. Dort hatte - besonders unter den Vorzeichen der fortschreitenden Ausgrenzung seit 1933 - ein lebendiges Gemeindeleben stattgefunden. Es umfasste Seelsorge, Lebensberatung, Schulbildung, Kulturveranstaltungen und Auswanderungsvorbereitung gleichermaßen.

Mit der Schändung und Verwüstung in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938, mit dem Brand, der nicht gelöscht wurde, wurden nicht nur sakrale und funktionale Gebäude zerstört. Es wurden die von den Gemeindemitgliedern geehrten und geachteten, die vertrauten, liebgewonnenen und Zuflucht bietenden Herzstücke der jüdischen Gemeinde in Düsseldorf unwiederbringlich zerstört.

Unsere Mahn- und Gedenkstätte hat zahlreiche Interviews mit Überlebenden geführt, die berichteten, was es für sie bedeutete, *ihre* Synagoge, *ihr* Gemeindezentrum, *ihre* Schule brennen zu sehen. Doch wir erinnern auch daran, wer eben diese Zerstörung herbeiführte: Es waren Düsseldorferinnen und Düsseldorfer, die all die Verbrechen verübten oder zuließen, die zuschauten und die schwiegen. Wir schauen bewusst auf die vielen, die nichts taten, nichts unternahmen, um ihren jüdischen Nachbarn zur Seite zu stehen.

Wir sehen dabei, was Menschen einander antun. Wir sehen, zu welch furchtbaren Taten sie imstande sind – auch durch Schweigen.

Die Kasernenstraße war letztlich nur ein Ort unter vielen in unserer Stadt. Überall waren die Gewaltexzesse und die Schreie der gepeinigten Menschen durch die Straßen zu hören. Wenn man wollte, konnte man es sehen: Männer und Frauen, die bedrängt, oft verletzt und im Nachthemd in die kalte Nacht hinausgetrieben wurden; Kinder, die mit schreckgeweiteten Augen nicht verstanden, was ihren Eltern und ihrem Zuhause widerfuhr; Schutthaufen aus Möbeln, Porzellan und Kleidungsstücken, auf die Straße geworfen durch zertrümmerte Fenster. Von Kalkum bis Benrath, von Heerdt bis Gerresheim überfielen Düsseldorferinnen und Düsseldorfer ihre Mitbürgerinnen und Mitbürger in ihren Wohnungen und Häusern. Sie drangen ein in ihre Privatsphäre – in ihren bis dahin „sicheren Hafen".

13 Menschen starben während dieser Überfälle oder an deren Folgen, 70 teils Schwerverletzte waren zu verzeichnen.

Wir möchten dieser Menschen heute gedenken. Wir tun dies, um ihnen ein Stück ihrer Identität, ihrer geraubten Würde zurückzugeben. Wir tun dies aber auch als Mahnung für uns.

Und wir tun dies auf vielfältige Weise. Am gestrigen Nachmittag haben die beiden christlichen Kirchen, die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit und unsere städtische Mahn- und Gedenkstätte gemeinsam einen Gedenkgang durch den Stadtteil Kaiserswerth veranstaltet. Viele Menschen haben daran teilgenommen und gezeigt, wie aktuelle Erinnerungskultur funktionieren und gelingen kann:
konkret, vor Ort und anschaulich. Ich danke dem Team der Mahn- und Gedenkstätte für die konzeptionelle Vorbereitung und Gestaltung dieses Gedenkgangs.

Schülerinnen und Schüler der verschiedenen Schulen in Kaiserswerth haben an die verfolgten jüdischen Mitmenschen ihres Stadtteils erinnert. Ihre Beiträge zeigen eindrucksvoll, wie nah sich die Menschen im kleinen, mitunter beschaulich wirkenden Kaiserswerth damals waren.
Nachbarschaft war wörtlich zu nehmen. Man lebte zusammen. Man kannte einander. Die Kaiserswerther Jüdinnen und Juden waren bescheidene, zurückhaltende Kleinbürger. Sie arbeiteten als Viehhändler, Metzger, Kaufleute.

Erzählt wurde gestern die Geschichte von Albert Wolf, dem letzten Vorsitzenden der Kaiserswerther jüdischen Gemeinde. Heute erinnert nur noch ein „Stolperstein" im Bürgersteig vor der Kaiserswerther Apotheke an ihn.
Es wurde berichtet von der Familie Herz am Kaiserswerther Markt. Max und Bertha Herz waren beide Ende 70, als der Mob in ihr Haus eindrang. Und erzählt wurde von den Tätern, den Männern, die plötzlich in der Türe standen, brutal zuschlugen.

Und – nicht zuletzt – führte dieser Gedenkgang zum schönen, denkmalgeschützten Haus Kaiserswerther Markt 8 aus dem 18. Jahrhundert, in dem über viele Generationen hinweg Familie Bornheim lebte. Die Bornheims durchlebten und durchlitten den Pogrom, die weitere Entrechtung danach und schließlich die Deportation über den Güterbahnhof Derendorf in das Ghetto von Lodz.

Es ist uns allen eine große Ehre, dass Frau Baumgarten und ihr Ehemann seit einigen Tagen Gäste der Landeshauptstadt Düsseldorf sind. Frau Baumgarten ist die Urenkelin der ehemaligen Düsseldorferin Henriette Abt-Bornheim und die Urgroßnichte der Shoa-Opfer Siegfried und Rudolf Bornheim aus Kaiserswerth. Es ist ihr erster Aufenthalt hier in der Stadt, ihre erste Auseinandersetzung mit Kaiserswerth und der schmerzlichen Geschichte ihrer familiären Wurzeln.

Wir sind zutiefst dankbar, dass Sie diesen Weg zu uns aus dem US-Bundesstaat New York auf sich genommen haben, um mit uns gemeinsam zu erinnern.

Dear Ms Baumgarten, welcome to Düsseldorf, the hometown of your ancestors! It is a great honor to have you here in the city hall for this commemoration.

Wenn der Rabbiner unserer Jüdischen Gemeinde gleich das „El male rachamim" anstimmen wird, dann gedenken wir damit heute ganz besonders der Brüder Rudolf und Siegfried Bornheim, Siegfrieds Ehefrau Babette und seinen Kindern Alex und Margot Rosa. Niemand von ihnen hat das Ghetto und das Vernichtungslager Chelmno überlebt.

Liebe Frau Baumgarten, morgen steht Ihnen ein weiterer – wie ich nur ahnen kann – sehr emotionaler Besuch bevor. Der heutige Besitzer des Bornheim'schen Hauses am Kaiserwerther Markt hat Sie dazu eingeladen, es anzuschauen. Es steht derzeit leer. Aber wie stark muss auch der gestrige Eindruck auf Sie gewesen sein, als Schülerinnen und Schüler die Geschichte des Pogroms in Kaiserswerth bei dem Gedenkgang so intensiv dargestellt haben.
Für dieses sehr bewegende Mitmachen danke ich den Mädchen und Jungen
- des Berufskollegs Kaiserswerth,
- der Gemeinschaftsgrundschule Kaiserswerth,
- des Theodor-Fliedner-Gymnasiums sowie
- des Suitbertus-Gymnasiums

sehr herzlich.

Mit Unterstützung der Bezirksvertretung 5 und des örtlichen Einzelhandels wurden Schaufenster gestaltet, mit Informationen und Plakaten beklebt, Geschichte lebendig vermittelt – und gezeigt, wie trügerisch die Nähe und Vertrautheit dieses kleinen Ortes damals waren.
Nachbarn denunzierten Nachbarn, Kaiserswerther wurden von Kaiserswerthern überfallen.

Um Nähe und Distanz geht es auch in der Geschichte der Familie Meyerstein. Nicht weit von hier, direkt am Rheinufer, lebten Meta und Alfred Meyerstein mit ihrem 18-jährigen Sohn Rolf. Die Wohnung der drei am Rathausufer 15 wurde vollkommen zerstört.

Schüler des Albert-Einstein-Gymnasiums unserer jüdischen Gemeinde, und des katholischen St. Ursula-Gymnasiums, haben sich mit dem Schicksal der Familie auseinandergesetzt.

Ich danke beiden für die viele Arbeit und die Vorbereitung, die sie gemeinsam mit der Mahn- und Gedenkstätte auf sich genommen haben, um heute zu uns zu sprechen. Der freie Mitarbeiter der Gedenkstätte Richard Schnell hat die Geschichte der Meyersteins visualisiert. Es ist ein berührender Film geworden, den wir heute sehen werden. Dafür schon jetzt meinen herzlichen Dank!

Das Gedenken an den Novemberpogrom 1938 wird in unserer Stadt ganz maßgeblich von jungen Menschen gestaltet.
Junge Menschen in unser Gedenken einzubeziehen, ist wichtig. Nicht, damit man „mal was mit jungen Leuten macht" oder um den Kanon politischer Reden zu unterbrechen. Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene setzen sich intensiv mit der Geschichte des Nationalsozialismus auseinander.

Sie stellen uns Fragen:
Wie konnte das geschehen?
Warum und wie können wir heute an diese Ereignisse erinnern?
Was hat das alles mit uns und mit heute zu tun?
Diese jungen Menschen haben uns viel zu sagen, und wir müssen ihnen zuhören und miteinander reden.

Damit wir unsere Gegenwart und Zukunft menschenwürdig und in einem respektvollen Miteinander gestalten, müssen wir die Erinnerung an das Geschehene über Generationen hinweg lebendig halten.

Dabei geht es nicht nur um einen schlichten Transfer der Geschichte an die Jüngere – damit würden wir Erwachsenen, es uns doch arg einfach machen. Die jungen Menschen stehen schließlich vor einer Gegenwart, für deren Konflikte insbesondere Erwachsene eine Verantwortung tragen.

Wir haben es in der Hand, ob wir Hass oder mitmenschlichen Respekt, einfache Parolen oder differenzierte Ansichten äußern, ob wir Gleichgültigkeit oder konkretes Engagement vorleben.

Egal wie alt wir sind: Es gilt, über die Beschäftigung mit der Vergangenheit sensibel zu werden für die Gefahren für unser gesellschaftliches Miteinander und unseren demokratischen Rechtsstaat heute. Es gilt zu erkennen, wohin uns Antisemitismus in all seinen Facetten als gesamte Gesellschaft jetzt ganz akut führt.

Wichtiges Kriterium eines so verstandenen generationenübergreifenden Gedenkens ist aber, dass es eben nicht in der Vergangenheit stehen bleibt.
„Von der Liebe zu toten Juden: Ansichten einer gestörten Gegenwart", so lautet der Titel des neuen Essaybands der US-amerikanischen Autorin Dara Horn.

Sie widmet sich der zentralen, provokanten Frage, warum historisches jüdisches Leiden weltweit große Faszination auslöst, lebendiges jüdisches Leben im Alltag hingegen oft auf Desinteresse, Ablehnung oder Missachtung stößt.

An dieser Stelle müssen wir uns kritisch fragen: Wie handhaben wir das in Düsseldorf? Was tun wir – ganz konkret – damit sich jüdisches Leben als selbstverständlicher Teil unserer vielfältigen, offenen und toleranten Stadtgesellschaft frei entfalten kann? Und was tun wir, wenn jüdisches Leben angefeindet oder attackiert wird?

Verehrte Gäste,
wir gucken hin. Wir sehen hin, wenn antisemitische Parolen (zum Beispiel an der Hochschule) skandiert werden. Wir melden uns zu Wort. Wir stehen mit Wortbeiträgen, Demonstrationen und in Persona an der Seite unserer jüdischen Freundinnen und Freunde – an der Synagoge, hier am Rathaus, vor und in unseren Kultureinrichtungen oder an der Rheinuferpromenade.

Wenn wir von Gewalttaten und Übergriffen gegen Jüdinnen und Juden hören, dann werden die Täterinnen und Täter von Polizei und Justiz ermittelt und angezeigt.

Aber auch wenn wir uns als Stadtgesellschaft einsetzen, gehört es doch zur Wahrheit dazu, dass wir uns folgenden Fragen stellen müssen:

Wollen wir die schweigenden, getöteten Menschen von damals ehren und die heute Bedrängten ignorieren?
Wollen wir abgebrannte Synagogen in Augenschein nehmen und gleichzeitig wegsehen, wenn vor heutigen Synagogen zur Auslöschung Israels aufgerufen und jüdische Menschen eingeschüchtert und bedroht werden?

Ist es nicht an der Zeit, den Antisemitismus nicht nur in Berlin oder sonst wo zu betrachten als ein fernes Phänomen, sondern schmerzlich anzuerkennen, dass er längst auch in unserer Heimatstadt Düsseldorf ein Zuhause gefunden hat?
Ist es nicht an der Zeit, den Judenhass nicht nur den jeweils anderen zuzuschieben? Von ganz rechts nach ganz links und umgekehrt? Vom Eigenen auf das Fremde?

Sie und ich sind dazu verpflichtet, Antworten auf diese drängenden Zeitfragen zu geben. Antworten, die über die üblichen Beileidsbekundungen und Lippenbekenntnisse deutlich hinausgehen.

Natürlich können wir immer noch sagen, Antisemitismus habe in Düsseldorf keinen Platz. Tatsache ist aber, dass er diesen Platz längst hat und dass Wegschauen oder Bequemlichkeiten nicht hilfreich sind, um sich dieser Tatsache angemessen zu stellen.
Unsere gemeinsame Aufgabe ist es, Judenhass zu erkennen und zu benennen – egal, von woher er kommt und in welcher Umgebung er uns begegnet.

Wir müssen dort einschreiten und anecken, wo es besonders schmerzt: im eigenen Freundes- und Familienkreis, in der eigenen Hochschule, im eigenen Künstleratelier, im eigenen Sportverein, in der Moscheegemeinde, in der eigenen Wandergruppe, im Ortsverein. Online und offline.

Düsseldorf hat seit einiger Zeit schon gelernt, was es heißt, den Ruf als weltoffene Stadt und als Heimat der drittgrößten jüdischen Gemeinde zu verteidigen.

Wir haben einen Antisemitismusbeauftragten installiert, der engagierte Arbeit leistet; wir haben eine Düsseldorfer Allianz gegen Antisemitismus ins Leben gerufen, die fortan Bildungsprojekte und Präventionsvorhaben unterstützt;
Die Mahn- und Gedenkstätte, aber auch die „Servicestelle für Antidiskriminierungsarbeit, Beratung bei Rassismus und Antisemitismus" SABRA und andere Akteure leisten tagtäglich ihre hervorragende Arbeit, um junge Menschen, aber auch Lehrerinnen und Lehrer aktiv aufzustellen im nachhaltigen Kampf gegen Antisemitismus.
Diesen Kampf können wir nur auf der Langstrecke gewinnen, über Aufklärung und Bildung, über das Kennenlernen und die Akzeptanz, über Präsenz und Sichtbarkeit jüdischen Lebens in unserer Stadt.

Aber dort, wo es nötig ist, sind wir auch hart und unnachgiebig: Wir sind mit den staatlichen Organen im stetigen Austausch, mit den Staatsanwaltschaften und der Polizei. Denn manche Attacke, die wir bereits erleben mussten, reicht in den strafrechtlichen Bereich hinein.

Unsere vielbeschworene rheinische Toleranz endet dort, wo unsere jüdischen Freundinnen und Freunde Angst haben müssen. Angst, als Juden erkannt zu werden. Angst um die eigenen Kinder, um deren Schulweg. Angst vor Drohungen und Beleidigungen oder körperlichen Angriffen, wie wir es im September am Rheinufer gesehen haben.

Der Kampf gegen Antisemitismus ist ein gesamtgesellschaftlicher Kampf, er ist steinig und mühsam und er erfordert einen langen Atem.

Den Mitgliedern der Jüdischen Gemeinde sage ich hiermit glasklar: Wir sind bei Euch, nicht nur an Gedenktagen. Wir sind mit Euch, nicht nur mit Euren ermordeten Großeltern. Wir bleiben an Eurer Seite, heute und morgen. Und: Wir werden es nicht akzeptieren, dass Ihr eine berechtigte Sorge oder Angst spüren müsst, hier in unserer Stadt zu leben.

Es ist Zeit, diese Versprechen zu erfüllen. Das schaffen wir nur als Team und als Stadtgesellschaft.

Mein Appell ist deutlich: Die Zeit für Sonntagsreden ist vorbei, meine Damen und Herren.
Heute ist Montag. Vor uns allen liegt noch viel Arbeit.